

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 66 (1986)
Heft: 9

Artikel: Lektüre im Fumoir
Autor: Burger, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-164350>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Hermann Burger

Lektüre im Fumoir

«Blankenburg» heisst der neue Erzählband von Hermann Burger, der diesen Herbst im S. Fischer Verlag erscheint, so ist auch die Titelgeschichte benannt. Sie besteht aus sieben Briefen, die zwischen dem an Leselosigkeit erkrankten Patienten in Schruns-Grächen und einer Bücher- und Lesefürstin im Berner Oberland gewechselt werden. Ihr Hausarzt Zbären entwickelt mit Hilfe der Bach-Blüten und den von ihm erfundenen Bibliostrahlen eine spezielle Therapie für den buchstabenblind Dahinsiechenden. Der «Morbus Lexis» kann geheilt werden, ohne dass der Patient selber lesen muss. Die Hoffnung auf dieses Therapieverfahren beginnt sich im VI. Brief durchzusetzen.

Liebe Blanca Franziska Fernanda von Blankenburg, Frauke und auch Frau Menscha geheissen von den Allernächsten, schriftadelige Liseuse und Gebirgsgräfin, Fürstin von Fürstenfeldt, liebe Schrunsa und Schauerhämmine, alle Namen zusammen reichen nicht aus, um meine Freude darüber auszudrücken, dass Ihre Briefe immer länger, meine immer kürzer werden, wir scheinen uns, was den epistolographischen Dialog betrifft, der Tag-und-Nacht-Gleiche anzunähern; fast mit einer Bicicletta, also einem in der Arche sehr schwer auszuführenden Fallrückzieher, habe ich heute die Grosche ins Nebenbett bugsiert, als sie, die Adresse durch das ganze Haus posaunend, mit dem königlichen Lombardiabüttenpapier winkte — oder ist es Moiré, nein nein, Lombardiabütte — und wir wälzten uns stumm auf der Grimmdecke, bis die Spetterin dann endlich harthölzern dodekaedrisch deklamierte, ich ihr nachsprach, Satz für Satz, der Himmel am Boden im Simmental, soviel Neuschnee, ein Jahrhundertwinter, wie Schatzschreine lugten die reich beschnitzten Zimmermannswerke — Bauernhäuser nur im Nebenberuf — unter ihren Dachpelzen hervor, deutlicher als je die gemalten und ausgegründeten Gadensprüche, diese Dokumente des Volksgeistes, so wolle Got sin Gnad und Sägen wol über dises Hus dun gäben, Bäume seien unter ihrer Last auf die Strasse gestürzt in der Weissenburger Schlucht, in Zwäz werde die Mont-Cenis-Schleuder eingesetzt, um den Schienenweg freizufegen, mannshohe Schneuzmahden, und die Kirche von Erlenbach auf dem Pfrundhubel sinke immer tiefer ins Mittelalter zurück, je weisser, schreiben Sie, das Tal, desto leuchtender die Fresken, die ja, was mich besonders freuen werde, für die Leselosen jener Zeit geschaffen worden seien, welche die Bibel nicht anders als über die Bildteppiche entziffern konnten, *Pictura et ornamenta in ecclesia sunt laicorum lectiones et scripturae*, Malerei und Ornament im Gotteshaus sind des Laienvolkes Belehrung und Schrift.

Stellen Sie sich, lautet Ihr letzter Satz, mein Schlossgut zu Ende vor, dann kommen Sie! Wie tänzerisch sich das lesen liesse im Dreivierteltakt! Ihr Brief hängt nun zum Trocknen am Rähm. Sand streuen aus dem unerschöpflichen Vorrat meiner Wüste, dann an den Lindenbalken genagelt, so dass ich sämtliche Fassungen Ihrer Zuneigung — der uns zugeneigte Leser müsste es heissen — über mir habe. Stosse ich die Kopfluke auf, lasse ich die Bise ihres Amtes walten, huscht ein feines Stanniolgeknitter durch das Kärchel. Ich habe übrigens längst aufgehört, die Tage meiner Haft in den Galgenpfosten zu kerben, zum einen, weil sie nicht mehr zählbar sind, zum andern, weil ich am Ende noch als Erfinder der Rautenkolumnentechnik dagestanden wäre, als Schnitzmeister der Nebnetschande, vergleichen Sie hiezu die Horizontalleistungen der Simmentaler Zimmerleute, die Würfel-friese, Halbbatzen- und Karniesbänder.

Blankenburg im Hochwinter, das ist nicht nur Paduren, Radensleben und Stechlin, sondern erinnert auch an das Herrenhaus von Tramnitz mit seinen urweltlichen Linden und seiner Mausoleumseinsamkeit, wendet man sich der Spillgarten- oder Felsfassade des Nordosttraktes zu, denkt man unweigerlich an Steinort in Ostpreussen, an dieses vom immensen Walmdach tief in den Grund gestauchte Adelsgemäuer der Lehdorffs, in dem es nach Leder, Jagd und Hunden riecht, die Hoffront mit der Rampe samt Aloekübeln und den leicht vorspringenden Seitenflügeln dürfte, wenn auch in verkleinertem Massstab, Schlobitten nachempfunden sein, während wir uns auf der Parkseite für Finckenstein, eine der grossartigsten Schlossanlagen des deutschen Ostens, oder aber den Palazzo Salis in Bondo zu entscheiden hätten, zutreffend der feinen Quaderlisenen wegen, hinsichtlich der Terrasse mit den Toggenbalustern und der rotweissen Markise freilich ganz Stechlin, nur die Ochsenaugen wären anderweitig unterzubringen, warum nicht das Obergeschoss der Casa Camuzzi in Montagnola als Leihgabe einbeziehen, hinzu käme dann noch die halb Grodey, halb Zwäz zugekehrte Westflanke, Hohenzitzeritz, Exleben oder Klein-Machnow, wir lassen es offen, alles in allem träfe man es mit Schloss Wossek, ehemals Böhmen, nicht schlecht, wenngleich man den mockigen Turm der Kirche Erlenbach überlassen müsste;

wie auch immer, der Simmentaler Schnee ist der beste Pastellithograph, er pudert die Lukarnen heraus, kontrastiert kristallin zum Alpakaweiss des Mörtels, dunkelt die Fensterläden nach, zieht das gekröpfte Gurtgesimse aus, vernachlässigt nicht die gesprengten Stuckgiebelchen, widmet sich der Wappenkartusche über dem Portal, verpasst den Maskarons einen Nasenstüber, erstickt zwar das Hofrundell und die Fontäne im Park, lässt dafür die von Steinort übernommene Allee um so glacier-chausseehafter erscheinen, und blickt man durch diesen Tunnel zurück, sieht man die Fenstertüren des Wintergartens, wo Sie — wie alle Jahre wieder im Jänner —

im gleissenden Elfuhrlicht des vollverglasten Halbpavillons im glitzenden Park in der hibernalen Serenität der Blankenburger Zälg — hell, heller, am hellsten — Ihren Diener Loontien zum märkischen Charakterappell bestellen.

Loontien trägt zu Ehren Engelkes, aber nur für dieses Examen, die sandfarbene Livree mit den grossen Knöpfen, und er schlarpt auf Ihr Klingeln so elegant herbei, als es die tiefe Prosa seiner Natur erlaubt. Sagen Sie, guter Loontien, wo kommen Sie eigentlich her? Meinen Gräfin nun das Buch oder die Landschaft, in der es angesiedelt ist, versetzt Loontien grienend und griemelnd, wie er es in der Berliner Diener- und Pagenschule gelernt hat. Ich meine, wo Sie geboren und entstanden sind. Geboren bin ich in Neuruppin, konzipiert worden, wie ein hinterlassenes Skizzenblatt beweist, an der Potsdamer Strasse 134c. Schön, nun sagen Sie mir, wie die nähere Umgebung des Stechlin heisst. Damals Menzer Forst, heute Menzer Heide. Die Buchtungen des Stechlinsees? Kreuzlanke, Blaue Kuh und Katz. Wie oft, und nun passen Sie gut auf, Loontien, wird Engelke, Ihr Vater und Lehrmeister, im zweiten und im dritten Kapitel des Stechlins erwähnt? Geschildert wird das Diner zu Ehren von Rex und Czako. Achtmal insgesamt, Gnädigste. Sie, liebe Blankenburga, wollten schon proper sagen, müssen nun aber bemängeln, dass Ihr Diener ausgerechnet jene Stelle vergessen hat, wo die Examensuniform ausdrücklich bis auf die Grösse der Knöpfe charakterisiert wird. Vor dem grossen Eichenbuffet im Esszimmer stehend, bereit, den Fisch zu reichen, wird Engelkes einmal zusammen mit Martin, einmal seiner Livree wegen Erwähnung getan. Das wäre die neunte Nennung. Nun, lenken Sie ein, es spricht für Ihre Bescheidenheit, dass Sie gerade sich selber, so wie Sie sich vor mir präsentieren, verschwitzen? Frage: was wird als Hauptgericht serviert? Losgelöste Krammetsvögelbrüste, mit dunkler Brühe angerichtet, eine sozusagen höhere Form von Schwarzsauer. Ausgezeichnet, Loontien. Für welchen Likör entscheidet sich der Hauptmann von Czako? Ich denke, gnädige Frau, es dürfte Danziger Goldwasser gewesen sein. Richtig, es war Danziger Goldwasser. Letzte Frage: was für ein Wort braucht Gundermann nach den ersten Zigarrenzügen? Breitestes Grienen Loontiens: kapital.

Ich sehe schon, Loontien, Sie verdienen es durchaus, als Nachfolger des Stechliner Faktotums in unseren Diensten zu stehen. Nur eine letzte Frage noch, die nicht mehr zum Charakter-Appell gehört. Engelke war ja Privatdozent honoris causa an der Berliner Diener-Schule, die Monsieur Robert 1905 absolviert hat. Gab es zu Ihrer Zeit, nach dem Ersten Weltkrieg, das sagenumwobene Lehrbuch Was bezweckt die Knabenschule noch? In der Tat, Gräfin, auf Seite acht stand, wie der spätere Lakai auf Schloss Dambrau in Oberschlesien richtig berichtet: Das gute Betragen ist ein blühender Garten. Danke, Loontien, damit wäre die Prüfung für dieses Jahr been-

det. Loontien deutet eine Verbeugung an und entschleicht auf leisen Sohlen. Aber erst, nachdem Sie ihn beauftragt haben, der zäh genesenden Brieffreundin Dorothea Hamm-Bruchsal auf ihrer Causeuse im grünen Kabinett das Tobold-Fragment zu servieren. Zbären hat ihr für diesen kaliglasgeschliffenen Januarmorgen jene Stelle über das Nichtlesen verschrieben, wo der Kastellan zum Diener sagt: Nicht lesen, Tobold, nicht lesen. Nur um Gottes willen nicht zu viel lesen. Das ist nicht gesund. Das schadet Ihnen, Tobold. Das macht arbeitsunfähig. Gehen Sie lieber schlafen. Schlaf ist gut. Schlafen ist wichtiger und besser als Lesen. Die vorsichtige Lektüre von Leseverboten bewährt sich im Rahmen der Verhaltenstherapie.

Letztes Jahr, wenn ich das noch beifügen darf, hochwinterliche Blanca von Blankenfeldt im weissen Satin-Overall, haben Sie Loontien gefragt, warum Fontane Stechlin's Zigarrenmarke nicht erwähne, wo doch wenige Jahre später im Zauberberg die Maria Mancini auf das anmächeligste zelebriert werde. Armer Loontien, als Nikotinabstinent musste er Ihnen die Antwort schuldig bleiben. Doch Immanuel Arpagaus, der in seinen sekretärfreien Stunden am zweiten Band der Studie Das förderliche Umfeld des Lesers arbeitet, sprang ein. Ihrem Schriftgelehrten dürfte es beliebt haben, in etwa folgendermassen zu antworten: Bismarck erzählt, dass er bei Königgrätz nur noch eine einzige Zigarre in der Tasche hatte und sich bereits die wonnige Stunde ausmalte, da er sie in Siegesruhe rauchen würde. Da stiess er auf einen hilflos wimmernden Dragoner, der nach einer Erquickung lechzte. Bismarck konnte ihm nur seine Zigarre schenken, die er dem Verletzten angeraucht zwischen die Zähne steckte, um zu entdecken: So köstlich hat mir noch keine Zigarre geschmeckt wie diese, die ich — nicht rauchte. Was ich damit sagen will, Gnädigste: dem alten Stechlin ziemt es zwar, eine Hausmarke zu führen, warum nicht die Schlottermann aus Hamburg oder sogar die Partagas aus La Habana, aber dem jungen Woldemar steht es nicht zu, damit zu blagieren. Darum sagt er etwas erbischüchtern: Engelke, bring uns die kleine Kiste, du weisst schon. Klingt das hinter der Bescheidenheit nicht exklusiver als medaillenverzierte Namen? Schmeckt die anonyme Zigarre dem Leser nicht ebenso vortrefflich wie Bismarck die verschenkte? Man muss wissen, wann man auf das treffende Wort verzichten muss, zumal Dubslav, als er die Tafel aufhebt, Sehnsucht nach seiner Meerschaumpfeife und nicht nach einer Schlottermann hat. Das Cigarristische wird dem Charakter des Helden untergeordnet.

Arpagaus, Das förderliche Umfeld, hat in einem besonderen Kapitel die Stimulierung der Lektüre durch das Rauchen beschrieben. Man solle die Brenndauer einer mittleren Zigarre, also etwa einer Nummer drei von Montecristo, oder einer Pfeife, wobei nur die Marke Dunhill in Frage komme, als Zeitmass für das Lesen nehmen, immer beim Aufblicken aus

dem Buch, das heisse ungefähr jede Minute einen Zug tun, womöglich Ringe formen und mit ihnen kurz dem Erbuchstäbelten nachhängen, das Tabakaroma werde mit der Würze des Romans, der Novelle, des Gedichts zu einer unerahnten Einheit verschmelzen. Die Zigarette als Katalysator zum Verständnis von Aphorismen lehnt Ihr Privatsekretär ab, weil die Schwelprodukte des Glimmstengels vornehmlich sauer sind, im Gegensatz zu den heterozyklischen Basen des Zigarrenrauches.

Ferner hat Arpagaus herausgefunden, dass das Rauchverbot in den ohnehin wenig ermunternden Lesesälen der Bibliotheken daran schuld sei, dass nur etwa ein Drittel der in den Büchersilos und Katakomben gespeicherten Weisheit in den Köpfen umgesetzt werde. Er schlägt die Unterteilung in Raucher- und Nichtraucher-Kojen vor, wobei freilich auch zwischen einer Raucher- und einer Nichtraucherliteratur zu unterscheiden sei. Werke wie *Der Stechlin* und *Der Zauberberg* gehörten zur ersten Kategorie. Die Indios schrieben ihren Krautrollen göttliche Wirkung zu, die Azteken hatten sogar einen Gott des Tabaks namens Tezcatlipoca. Die Mediziner schluckten, um sich in Trance zu versetzen, Nikotinpillen, und die Rothäute seien durch das Medium des Kalumets mit ihren Gottheiten in Verbindung getreten.

Ihre Durchraucht, Gräfin, nennt Sie Arpagaus manchmal, obwohl Sie nur passiv am blauen Dunst teilhaben, aber Sie dulden die damenfeindliche Havanna nicht nur im Fumoir mit den Pyjamatapeten aus Brokatgold und Altrosa, nicht nur im spillgartenwärts gelegenen Billardzimmer, nein, wo immer in Schloss Blankenburg gelesen wird, selbst in den Alkoven der Schlafräume, Loontien versteht sich bestens auf das Auslüften verqualmter Nischen — nichts erinnert uns so an die Vergänglichkeit von Zigarrenkaden. Noch, so Arpagaus, seien die Einflüsse des Tabaks auf die Empfangsantennen von Zunge, Nase und Tastsinn wenig erforscht, doch es scheine festzustehen, dass der Geschmacksakkord mit der Vorstellungskraft und den Bildern im Unbewussten gewissermassen kartelliere, so entstünde die einzigartige Mischung von Besänftigung und Anregung, Ablenkung und Konzentration, deren der Leser bedürfe. Das Nikotin wirke in erster Linie auf das vegetative Nervensystem, die Folge sei eine gesteigerte Darmtätigkeit, man solle in diesem Zusammenhang an das geflügelte Wort denken: *Plenus venter non studet libenter*, und man sehe wohl ein, weshalb geistig und geistlich Tätige dem sanften Zauber des Paffens so leicht erliegen. Dem schrulligen Sonderling in seiner Mansarde schenke der blaue Dunst Wärme und Geborgenheit, er fördere aber auch die Geselligkeit, mithin die Zwiesprache zwischen Buch und Mensch. Von Christoph Friedrich Wedekind, 1709 bis 1777, stammen die Verse: *Edler Knaster, Kraut des Lebens, / Mein Studieren wär vergebens, / Wenn mir deine Balsamkraft / Und dein hippokratischer Saft / Nicht durch Nerv' und Adern dränge / Und*

das wilde Fleisch bezwünge./Ohne deinen Wohlgeruch/Schmeckt mir weder Schrift noch Buch. So Wedekind, so Arpagaus.

Eduard Maria Schranka, was freilich nur das Raucherpseudonym von Egon Kail sei, habe die Blätter der Zigarre mit den Seiten eines Buches verglichen, Einlage, Umblatt, Deckblatt analog zu Lederband, Frontispiz und Falzbogenblock. Ferner sei an Heinrich Wilhelm von Gerstenberg zu erinnern, Nordostflügel, Steinort- Gräberfensterfassade: In wie viele Geheimnisse dringt ein Verstand, vom Tabak verklärt, die vor den ungeweihten Blicken der Verächter mit ewigen Riegeln verschlossen sind. Lachend reicht mir die Muse die entzündete Pfeife. Erwartungsvoll sitz ich da und trinke mit langsamen Zügen den labenden Rauch, und schon fühl ich den nahen Gott. Alle die schwarzen Schuppen, die der Menschheit blödsichtiges Auge verfinstern, fallen mir von den Augenlidern herunter, und neue Weiten — unerforschte Wunder — enthüllen sich mir, wie aus dichtem Nebel Hügel und Königsstädte heraufsteigen, wenn Titans Strahlen den Dunstkreis durchbohren. Gerstenberg, so Arpagaus, sei der eigentliche Vater des Tabaklesens, Telesphorus nenne er den Gott der Nicotiana, der wie ein zweiter Jupiter auf einer Rauchwolke sitze und die demütigen Opfer aus ungezählten Pfeifen entgegennehme, sich nebulativ huldigen lasse.

Liebe Frau Menscha, oberste Legistin, so liegt Blankenburg in einer zwiefachen Aura, im Firnerglanz der Schneeummantelung, noch heimlicher im Gestöber eines Sturms, und im Dunst der Virginia-, Kentucky-, Vorstenlanden- und Bahia-Würze. Molière sagt, wer ohne Tabak liest, ist seines Buches nicht würdig; Arpagaus fügt hinzu: Nichtraucher leben länger, aber sie lesen kürzer. Das Flockenweiss verdeutlicht die Spuren der Schrift, das Aroma lässt die Bilder seelenklar emporduften, hinzu kommt die Kälte draussen, die Wärme innen, je grösser der Gegensatz zwischen Aussentemperatur und Rauch-Thermik, desto günstiger sind die Aussichten, dass die Diathermie auch beim Leselosen anschlägt. Bahnt sich eine Naturkatastrophe an, greife man zum kleinstmöglichen Format seiner Bibliothek, um sich in dem Schartekelchen einzunisten. Duodezschutz suchend vor dem Hagelsturm.

Ein kristallwinterlicher Lesetag in Blankenburg, schöne Fürstin von Fürstenfeldt, wäre nicht denkbar ohne den Knaster von Arpagaus, ohne die Zigarillos der Hamm-Bruchsal, ohne die Havannaschlieren Zbärens, der oft, wenn es der Stand seines Krankengutes erlaubt, von Zwäz heraufkommt, um in seiner Quetsche neben der Küche ein wenig zu werkeln. Ihr Talschaftsmedicus ist nicht nur ein braun gelederter Landarzt und Bergsteiger, sondern auch ein klandestiner Bibliomane, was bei ihm ins Handwerkliche, Buchbinderische ausschlug. Gern beruft er sich auf seine berühmten Vorgänger, auf den Polarforscher Amundsen, auf den engli-

schen Physiker Faraday, auf den Papyruskonservator Ibscher, auf den Orgelbauer Silbermann, der die ersten Hammerklaviere konstruierte, sie alle haben das Holländern, Kollationieren und Zwirnen nebenbei beherrscht. Im alten Office behandelt er die Schlossremittenden, als wären es alteingesessene Patienten bezüglich seiner Praxis.

Was der Post die Päckliklinik, ist Schloss Blankenburg Zbärens Quetsche, er versteht es, matte Goldschnitte mit dem Achatstein scharfzuglätten und auf Hochglanz zu bringen, den roten Verfall, das Zundrigwerden von Lederoberflächen, kuriert er ebenso geschickt wie schiessende Lagen, will sagen durch unsachgemässes Rückenrunden entstandene Stufen im Vorderschnitt, Krebse, also verbundene Bücher, wandern auf den Operationstisch, wie mit dem Skalpell trennt er die Heftgaze von oben bis unten durch, zerlegt die Lagen und bringt sie in die richtige Reihenfolge, Kustoden, sagt Zbären, seien ihm lieber als Seitenzahlen, in usum delphini, von störenden Mäkeln befreit, leider ist man machtlos gegen das Tellern des Papiers, das an den Rändern wellig und im Innern trocken geworden beziehungsweise geblieben ist, ein Bibliotheks-Beheizungs-Kunstfehler, unverzeihlich, da nützt die härteste Stockpresse nichts, Stockflecken dagegen, auch sie durch Feuchtigkeit entstanden, kann man im kochenden Wasser ausmerzen, die mürben Fasern müssen nachträglich mit Methylcellulose verleimt werden, doch vornehmer, so Zbären, sei es gewiss, sie zu pflegen statt zu eliminieren, seien sie doch gerade bei kostbaren Faksimile-Ausgaben ein unverzichtbares Altersmal der Echtheit, selbst Palimpseste können nach dem Abschleifen der ursprünglichen Schriftzüge, und das müsste für einen Leselosen von besonderem Interesse sein, wieder verwendet werden, ja, es gelinge sogar mit Hilfe der Luminiszenz, den verschwundenen Text wieder sichtbar zu machen. Zbären, Abonnent der Zeitschrift Philobiblon und Mitglied der Société des Bibliophiles — im Kulinarischen der Chaîne des Rôtisseurs vergleichbar —, hat noch, auch im Gsühn, etwas von den Wanderbuchbindern, die vornehmlich in englischen Schlössern auf die Stör gingen. Warum, frage ich Sie, liebe Gräfin, nun im Namen Blankenburgs, sollte er nicht auch Mittel und Wege finden, ein Vakant im Buch des Lebens wieder der Schrift zuzuführen?